

Unter Vormundschaft

MIRJAM AGGELER (FEMWISS) IM GESPRÄCH MIT DER AUTORIN LISBETH HERGER ÜBER IHR NEUSTES BUCH: «Unter Vormundschaft – Das gestohlene Leben der Lina Zingg» erzählt die Geschichte einer Versklavung in gutbürgerlichem Milieu. 1958 wird Lina Zingg [Name geändert] als 18-Jährige in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Einige Monate später vermittelt man sie – mit der Diagnose Schwachsinn versehen – als Hausangestellte an eine Familie. Dort arbeitet die Rheintaler Bauerntochter während über 50 Jahren ohne Frei- und Ferientage im Haushalt, wird sexuell missbraucht und misshandelt. Die Hausherrin drängt auf Entmündigung und macht aus der Dienstmagd einen Betreuungsfall. Die Zürcher Behörden werden erst 2011 aktiv, nachdem die Töchter der Täterin einschreiten und eine Gefährdung melden.

Auf der Basis einer umfassenden Quellenlage des historischen Umfelds, sämtlicher Akten, der intensiven Zusammenarbeit mit Zeitzeug_innen aus ihrem familiären Umfeld sowie mit der Täter_innenfamilie, erzählt Lisbeth Herger, wie die Vormundschaftsbehörde sich täuschen liess und in ihrem Auftrag versagt hat. Ein schockierender Extremfall, der dennoch

Grundmuster der Schweizer Psychiatrie- und Vormundschaftsgeschichte illustriert. Lisbeth Herger ist Journalistin, Autorin und Coach für biografisches Schreiben.

Inwiefern siehst du die Geschichte der Lina Zigg als spezifische strukturelle Gewalt gegen Frauen?

Ich denke diese Geschichte hat viel mit struktureller Gewalt zu tun und zwar – und das ist bei dieser Lebensgeschichte besonders wichtig – in dem Moment, in dem Lina Zingg zu einem sogenannten «Fall» wird, das heisst eine Akte bekommt und eine psychiatrische Diagnose. Es handelt sich um eine junge Frau, 18 Jahre alt, das war damals noch nicht volljährig, die an ein Dorffest geht, sich mit einem jungen Mann einlässt und bei ihm in seiner Schlafkammer landet. Wie die Umstände genau waren, ist nicht mehr rekonstruierbar, zumindest am Anfang ging Lina offenbar freiwillig mit. Als der Vater des jungen Mannes die beiden in dessen Schlafzimmer erwischt, bringt er Lina direkt zur Polizei. Und nun beginnt der Zugriff des institutionellen Apparats: Nach einer Nacht in Polizeigewahrsam

wird sie von ihrem Vater abgeholt und zum Hausarzt gebracht. Dieser wiederum überweist sie direkt an die Psychiatrie. Die Einweisung läuft zu einer Zeit, in der es der jungen Frau nicht gut geht. Sie leidet – heute würde man vielleicht sagen – an einer Erschöpfungsdepression. Lina ist aufgrund ihrer familiären Situation völlig überfordert. Die Mutter starb, als sie acht Jahre alt war, zwei Schwestern sind ebenfalls gestorben, ab zwölf schmeisst sie den bauerlichen Haushalt alleine, geht nebenher in die Schule und später als Textilarbeiterin in die Weberei, um zu arbeiten. Sie trägt bereits als Mädchen eine Doppelbelastung. Es gibt also Gründe, die zu ihrer Erschöpfung geführt haben. Und das ist mit ein Grund, warum man dachte, mit Lina stimme etwas nicht und sie schliesslich einwies in die Psychiatrie. Dort beginnt ein Muster zu spielen, bei dem die Psychiatrie mit der Kirche und den Behörden zusammenspannt. Von da an wird über Lina nur noch verfügt. Dies ist ein wesentliches Element von struktureller Gewalt: Dass ein Individuum sich einem Geschehen unterworfen erlebt, nicht mehr selbst Akteurin ist, die Sprache verliert, nicht mehr mitbestimmen kann, was mit ihm als Subjekt passiert.

Es ist auch bezeichnend, dass während des Einweisungsprozesses ein Vergewaltigungsvorwurf gegen den jungen Mann im Raum stand, dies aber nicht weiter

beachtet wurde. Die Repressionsmassnahmen, die ergriffen wurden, betrafen ausschliesslich Lina. Das Gleiche passiert später nochmals, als Inzestvorwürfe gegen den Vater erhoben werden, als Begründung für die Bevormundung der Tochter. Ist dies aus historischer Sicht nachvollziehbar?

Fürsorgerische Zwangsmassnahmen bei Frauen waren sehr oft eine behördliche Antwort auf angebliches weibliches Fehlverhalten im Sexualleben. Das ging bis in die 70er Jahre so und traf oft junge Frauen: Wenn sie in ihrem Sexualverhalten von der Norm abwichen, wenn sie unehelich schwanger wurden, galten sie als liederlich und die Behörden ergriffen ihre Massnahmen. Linas Geschichte ist in dieser Frage also kein Einzelfall.

Nicht selten wurde dabei auch sterilisiert. Lina blieb zwar verschont davon. Doch Sterilisation war eine Massnahme, die vorwiegend bei Frauen angewandt wurde. Wo siehst du Gründe dafür?

In der Theorie wurde der dahinter verborgene eugenische Auftrag geschlechtsneutral formuliert. Aber bei den Männern gewichtete man die psychosozialen Folgen einer Sterilisation höher: Die ganze Männlichkeit, Zeugungskraft, Kreativität, Selbstbestimmung stehe

Seitenblicke feministisch – Regards féministes

auf dem Spiel. Bei den Frauen jedoch argumentierte man, die Gebärfähigkeit sei nur etwas Vorübergehendes in einer weiblichen Biografie, man greife also nicht so fundamental in die Existenz ein wie bei Männern. Diese Logik ist widersprüchlich und entlarvend: Einerseits wird Weiblichkeit eng mit Mutterschaft identifiziert. Wenn es jedoch um die Verfügbarkeit des Körpers der Frau geht, wird die Mutterschaft auf eine zeitlich begrenzte Phase in der weiblichen Biografie reduziert. Sterilisationen wurden deshalb bei Frauen öfter durchgeführt als bei Männern. Als einziges Gegenargument zu dieser Praxis findet man einen für die feministische Analyse ebenso interessanten Einwand: Eine Sterilisation könne die Frauen sexuell enthemmen, da die Angst vor einer ungewollten Schwangerschaft weg falle; und dies wiederum könne die Frauen in Schuldgefühle verwickeln, weil Sex ohne Reproduktionsziel für sie ja als widernatürlich und sinnentleert erfahren werde. Der ganze Diskurs zeigt in verschiedenen Facetten das versteckte Skript zur Kontrolle über die weibliche Sexualität.

Wo siehst du Gründe dafür, dass eine Frau wie Marie Gauck-Kobelt [Name geändert] – die Frau, die Lina zur Sklavin macht – zur Mittäterin bei den sexuellen Übergriffen auf Lina durch ihren Mann und ihren Sohn wird?

Das ist eine nicht wirklich zu beantwortende Frage. Es gibt jedoch Hinweise für eine Hypothese. Ich vermute, dass sie selbst eine Geschädigte ist, dass die Beziehung mit ihrem Vater inzestuös geprägt war. Er hat ja – vor seinem Suizid – auf sie, seine Tochter, geschossen. Damit sind wir wieder beim Opfer-Täter-Muster. Zudem war der regelmässige Beischlaf von Ehemann Gauck mit Lina, obwohl von ihr geduldet, sicherlich auch eine Kränkung für Frau Gauck-Kobelt. Sie war eine starke, aber sehr verletzte, gekränkte und narzisstisch gestörte Frau.

Das blieb nicht allen Beteiligten verborgen. Linas Bruder und seine Frau bekamen sehr wohl mit, dass im Hause Gauck-Kobelt etwas schief läuft. Sie haben immer wieder versucht, zu den Behörden durchzudringen, haben Beschwerden eingereicht. Allerdings vergeblich.

Die Geschichte dieses erfolglosen Widerstands von Linas Herkunftsfamilie, eine Rheintaler Bauernfamilie, spiegelt ein etabliertes gesellschaftliches Machtverhältnis. Der Fall Lina Zingg wird in einem bewährten Diskurs zwischen Medizin und Behörden abgewickelt. Auf der Gegenseite stehen als Partei Leute, die eine ganz andere Sprache sprechen, die diesen Herrschaftsdiskurs nicht beherrschen, seine Regeln nicht kennen. Die Täterin jedoch hat sich zu den

Herrschenden geschlagen, sie beherrscht ihre Sprache und die Codes perfekt. Bruder und Schwägerin von Lina müssen sich, um ernst genommen zu werden, erst einen Anwalt nehmen, sie müssen sich den Zugang in den Herrschaftsdiskurs quasi kaufen. Da zeigt sich ein Machtgefälle, das es natürlich auch heute noch gibt.

Hinzu kommt, dass offenbar medizinische Diagnosen übernommen und abgeschrieben werden. Und es kommen neue dazu, die gar nicht ärztlich bescheinigt sind. Lina wird z. B. plötzlich «manisch depressiv» oder Diabetikerin, beides ist erfunden. Oder eine inkompetente Ärztin wird von den Behörden fraglos als Hausärztin akzeptiert. Und eine Adjunktin kann im Kurzgespräch eine letztlich diagnostische Aussage zu Linas geistigem Zustand machen. Solches geschieht, ohne dass Misstrauen entsteht. Wie kommt so etwas zu Stande?

Das ist eine Frage des Systems und illustriert ebenfalls strukturelle Gewalt. Beim Erstellen von Gutachten geht man grundsätzlich davon aus, dass die Vorgängerin, der Vorgänger, gute Arbeit geleistet hat. Man übernimmt, was die Vorgänger_innen geliefert haben, samt dem Bild, dem Wahrnehmungsraster für den vorliegenden Fall. Die eigenen Kolleg_innen oder Vorgänger_innen stellt man nur dann in Frage, wenn man klare Indizien dafür hat. Denn der Einwand

kostet Zeit und Geld. Das gilt nicht nur für die medizinischen Gutachten, sondern auch für die Arbeit des Amtsvormunds. Der erste für Lina zuständige Amtsvormund war damals, in den 70er-Jahren, für 280 Fälle pro Jahr zuständig. Da blieb wenig Zeit für kritische Fragen. Ich hoffe, dass das Buch auch als Anregung zur Überprüfung solcher Mechanismen beiträgt.

Eine Knacknuss in diesem Fall war aber natürlich, dass Lina unter Druck stand, dass sie genötigt wurde zu schweigen und sich zu weigern, ihre Herkunftsfamilie je wieder sehen zu wollen. Die Behörden hätten hier ein gutes Gespür und auch Zeit gebraucht, um allfällige Widersprüche ernst zu nehmen. Die Frage ist natürlich, unter welchen Arbeitsbedingungen ihre Vertreter_innen arbeiten.

Da sind wir wieder bei den Strukturen. Auch das ist ein grosses Thema in einer überwissenschaftsgläubigen Gesellschaft, die alles, was im Gefühlsbereich passiert weiblich, und entsprechend weniger aussagekräftig, weniger professionell, konnotiert.

Ich würde gerne noch einmal auf das Thema weibliche Sexualität zurückkommen. Es passiert schon ganz am Anfang von Linas Geschichte, dass ein Gutachten über ihren IQ nicht wiederholt wird, obwohl klar deklariert ist, dass dieser Test zu jenem Zeitpunkt nicht aussagekräftig ist. Ich lese das so, dass man einfach froh ist, bei

Seitenblicke feministisch – Regards féministes

dieser Diagnose bleiben zu können, damit Lina aus der Gesellschaft verschwindet. Woher rührt diese Angst vor weiblicher Sexualität?

Ich glaube, das hat viel mit Macht zu tun. Weibliche Sexualität ist etwas, das ausserhalb der Kontrolle des männlichen Zugriffs stattfindet. Sexualität hat etwas mit Entfesselung zu tun, mit radikal autonom gelebter Lust. Die weibliche Sexualität ist vielleicht das deutlichste Zeichen, dass Frauen Subjekte sind. Aber in patriarchalen Gesellschaften will man Macht über Frauen, will man die Frauen im Objektstatus halten.

Gleichzeitig ist es aber so, dass Frauen, die vergewaltigt wurden, entweder zu bevormundeten Opfern gemacht werden, oder aber sie werden zu Tatverursacherinnen degradiert. In diesem Fall hat man offenbar kein Problem, Frauen eine Handlungsmacht zuzugestehen: Wenn es darum geht, die Verantwortung für die ausgeübte Gewalt abzugeben, dann ist man bereit, der Frau eine gewisse Subjekthaftigkeit zuzugestehen.

Ich denke, Ambivalenz und paradoxe Konstruktionen sind ein durchgehendes Strukturmoment in der patriarchal geprägten Wahrnehmung. Das gilt für den Blick auf beide Geschlechter. Letztlich geht es darum, eine Machtstruktur zu erhalten, die Vorteile

bringt. Und solange eine Gruppe die Definitionsmacht hat und diese institutionell absichern kann, ist vieles möglich. Auch heute noch. Ein eindrückliches Beispiel ist die Erfahrung von Gina-Lisa Lohfink, die von zwei Männern vergewaltigt wurde: Alles ist filmisch dokumentiert, man sieht, dass sie unter Drogen steht, hört, dass sie sagt, die Männer sollen aufhören. Und trotzdem schafft man es, einen solch klar dokumentierten Fall so umzudrehen, dass am Schluss Lohfink wegen Falschbeschuldigung auf der Anklagebank sitzt.

Es ist exemplarisch, dass die mediale Berichterstattung Lohfink häufig in ihrer Tätigkeit als Aktmodell zeigt, um ihre Mitschuld zu suggerieren, während sie die beiden Beschuldigten in Anzug und Krawatte präsentiert. Ein ähnliches Phänomen zeigte sich auch bei den Übergriffen in der Silvesternacht vor dem Kölner Dom. Die erste Weisung von öffentlicher Stelle lautete, Frauen sollten eine Armlänge Abstand halten zu Männern. Also auch hier, wie bei Lina Zingg, die Losung: Die Frauen sind das Problem.

Für mich haben solche patriarchalen Rückschläge nebst der grossen Verunsicherung der Männer auch eine ökonomische Ursache. Unsere Arbeits- und Dienstleistungsgesellschaft ist in einem Übergang, die Lohnarbeit geht uns zum Teil aus, und deshalb

stellt sich die Rollenfrage noch einmal neu: Welches Geschlecht behauptet sich in der schwindenden Lohnarbeit? In den Nachkriegszeiten haben wir die Verdrängung der Frauen aus dem Lohnsektor bereits mehrmals erlebt. Ich glaube, wir befinden uns wieder in einem Verteilungskampf. Es geht letztlich um die Machtfrage, wie wir diesen Kuchen aufteilen. Man erklärt die Frauen zu Opfern, die man schützen muss, und gleichzeitig nimmt man sie nicht wirklich ernst, wenn sie tatsächlich Opfer werden. Auch in der Diskussion um Prostitution stellt sich die Frage, wie weit man über Verbote die Frauen entmündigt, sie ausschliesslich zu Opfern macht. In Zürich gibt es eine aktuelle Diskussion dazu. Die autonomen Arbeitsmöglichkeiten der Frauen werden durch Verbote aber sehr viel schwieriger. Ich finde, wir müssen Sexarbeiterinnen schützen, aber nicht durch Verbote, sondern durch gute Bedingungen für ihre Arbeit. Und dadurch, dass man sich mehr um die ökonomischen Bedingungen kümmert, die viele Frauen erst in die Sexarbeit treiben.

Die wenigsten wählen diesen Weg wohl freiwillig. Das macht diese Debatte umso schwieriger.

Das ist richtig, aber es stimmt nicht für alle. Ich finde es heikel, eine Gruppe generell als Opfergruppe

zu definieren. Ich fürchte, man begibt sich dabei auf dasselbe Glatteis, auf dem die bürgerliche Frauenbewegung schon am Anfang des 20. Jahrhunderts herumschlitterte. Es wird in paternalistischer Manier beschützt, und dabei werden die betroffenen Frauen nicht wirklich gefragt. Sie werden nicht als Subjekte gesehen, man spricht ihnen letztlich wiederum die Entscheidungsautonomie über ihr Leben und über ihren Körper ab. Da müssen wir als Feministinnen anpassen. Zudem bedeuten Verbote immer einen Schritt in die Illegalisierung. Beim Sexgewerbe war dies für die Frauen noch nie wirklich von Vorteil.

Schlagen wir an dieser Stelle den Bogen noch einmal zu Lina.

Der Schnittpunkt zu Lina ist die Frage des Subjektstatus. Man hat sie über die verschiedenen Stränge der strukturellen Gewalt entmündigt, sie wurde all die Jahre als Subjekt nicht wahrgenommen, nicht angehört.

Daraus lässt sich lernen. Es braucht eine KESB, die Reform ging in die richtige Richtung. Aber man muss die strukturellen Abläufe so verfeinern, dass die Menschen als Subjekte eine grösstmögliche Stimme haben. Die nicht nur gehört wird, sondern auch Wirkung zeigt.